

ANN GRANGER



UND HÜTE DICH VOR DEINEN FEINDEN

FRAN VARADYS FÜNFTER FALL



Er las mir die Zeilen laut vor, während wir weiterspazierten. Das Wasser kräuselte sich im Kanal, und die Hausboote schaukelten sanft an ihren Stegen. Ich dachte, wenn das Leben jeden Tag so wäre, dann wäre es wunderbar. Einfach nur mit einem guten Freund zusammen sein und über Dinge reden, die wirklich wichtig sind für einen, und so tun, als wäre man – fast – auf dem Land und nicht in einer Millionenstadt.

»Danke, dass du es mir vorgelesen hast«, sagte ich, als er fertig war und das Blatt wieder einsteckte. »Ich bin froh, dass du etwas Neues geschrieben hast. Es ist ein Talent, und du solltest es nicht verkümmern lassen.«

Ich dachte an Susie und fragte mich, ob nun der geeignete Moment war, um Ganesh von den Fahrstunden zu erzählen, die sie mir angeboten hatte. Ich entschied mich dagegen. Ganesh hatte Vorbehalte gegen Susie Duke, und ich vermutete, dass er nicht gerade erfreut reagieren würde, wenn er erfuhr, dass sie sich wieder bei mir gemeldet hatte und dass ich mich weiter mit ihr treffen würde, um Fahren zu lernen. Warum sollte ich diesen schönen Nachmittag mit kleinlichem Gezänk verderben? Abgesehen davon hatte ich meinen vorläufigen Führerschein noch nicht bekommen.

Eine ferne Stimme aus meiner Vergangenheit hallte in meinem Kopf wider. Ich identifizierte sie als die von Schwester Mary Joseph, und kurz sah ich sie vor meinem geistigen Auge mit ihrem schwarzen, weiten Rock, dem Navy-Cardigan und ihrem Schleier. Sie trug eine rahmenlose Brille mit runden Gläsern von der Sorte, wie John Lennon sie getragen hatte, und wenn sich das Licht darin fing, konnte man ihre Augen nicht mehr sehen, nur zwei glänzende Scheiben. Sie litt an entzündeten Fußballen, und ihre braunen Schnürschuhe waren erstaunlich verformt; ihre Füße erinnerten an Rosskartoffeln. Sie vertrat bei ihren Schülern die Meinung, dass man nicht reden solle, es sei denn, man hatte wirklich etwas zu sagen.

»Reden ist Silber, Schweigen ist Gold«, predigte sie uns immer wieder.

Wir starrten sie an, Sechsjährige, völlig außerstande zu begreifen, was die Worte bedeuteten, doch wie verzaubert von ihnen. Ich wiederholte sie auf dem gesamten Nachhauseweg, und noch viele Jahre danach hatte ich ein Bild von Schwester Mary Joseph, die etwas ›Wichtiges‹ sagte, wobei ihr ein Strom silberner Münzen aus dem Mund rieselte.

Heute war mein Schweigen golden, und ich behielt die Neuigkeit meiner bevorstehenden Fahrstunden einstweilen für mich.

Am Montag kehrte das Leben mit Nachdruck in seine normalen Bahnen zurück. Man hätte glatt meinen können, das sonnige Wochenende sei nur ein Traum gewesen. Ich erwachte am frühen Morgen, und Regentropfen prasselten an mein Fenster. Die Temperaturen waren in den Keller gestürzt. Bonnie kuschelte sich neben mir aufs Bett. Na ja, es war Februar – was soll man anderes erwarten? Doch auch wenn Februar ist, wenigstens beschweren kann man sich, oder? Bonnie war jedenfalls dieser Meinung. Ich musste sie förmlich aus dem Bett und nach draußen in den kalten nassen Garten stoßen. Sie kam so schnell wieder herein, dass ich mich fragte, ob sie ihre Bedürfnisse überhaupt erledigt hatte.

»Also schön«, sagte ich. »Aber ich muss zur Arbeit, und du musst einhalten, bis ich wieder zurück bin.«

Bonnie starrte mich mit ihren braunen Augen vorwurfsvoll an. Ich schrieb meinem Nachbarn auf der anderen Seite des Flurs einen Zettel, auf dem ich ihn bat, Bonnie noch einmal nach draußen zu lassen, wenn er aufgestanden war. Er hatte zu diesem Zweck einen Schlüssel zu meiner Wohnung. Ich schob den Zettel unter seine Tür und machte mich auf den Weg.

Es musste die ganze Nacht über geregnet haben, denn das unregelmäßige Pflaster war übersät mit Pfützen. Schlangen an den Bushaltestellen drängten sich unter den Schutzdächern. Die Busse waren überfüllt mit durchnässten Menschen, und im Inneren roch es wie nasses Brot. Ich versuchte erst gar nicht, in einen zu steigen. Ich ging zu Fuß zur Arbeit, zusammen mit anderen Menschen, die vor und hinter mir über den Bürgersteig eilten und sich unter Regenschirmen duckten. Ich besaß keinen Schirm. Ich schlug den Kragen hoch, sprang über verstopfte Gullys und platschte durch Pfützen, dankbar für meine stabilen Stiefel. Ich hatte meine Uniform in einer Plastiktüte bei mir, zusammen mit meinen Turnschuhen, weil Doc Martens unter dem langen Trachtenrock nicht gerade das waren, was das San Gennaro verlangte. Turnschuhe und ein Trachtenrock sahen meiner Meinung nach zwar genauso komisch aus, aber bis jetzt war ich damit durchgekommen.

Der Regen ließ im Laufe des Vormittags ein wenig nach, und am Nachmittag verwandelte er sich in ein stetes Nieseln aus einem gleichmäßig stahlgrauen Himmel. Weil Februar war, kam die Abenddämmerung früh. Das Wetter zusammen mit der Jahreszeit sorgte dafür, dass es schon um vier Uhr anfang, dunkel zu werden. Um fünf war die Nacht hereingebrochen. Im San Gennaro war es warm und behaglich, und mit sämtlichen eingeschalteten Lichtern sah alles hell und freundlich aus. Das geflieste Bild der Bucht von Neapel erinnerte uns an ein schöneres, wärmeres Klima. Die Luft roch einladend nach Peperoni und Käse. Wir hatten mittags ein Bombengeschäft gemacht, und es ließ gerade erst nach. Ich räumte ein paar Tische ab und trug das Geschirr in die Küche.

Als ich eintrat, wehte mir ein Schwall eisiger Luft aus der offenen Hintertür entgegen. Mario der Koch stand dort und redete mit jemandem draußen. Ich konnte nicht sehen, wer es war, und dem nach zu urteilen, was ich hören konnte, war es eine ziemlich einseitige Konversation. Mario sagte dem anderen in einer Serie von mit Flüchen überladenen Phrasen, dass er sich verziehen solle. Er mochte ja Mario heißen, doch er war in Südlondon geboren und aufgewachsen.

Mario machte viele Überstunden im San Gennaro. Er arbeitete zu beiden Stoßzeiten, mittags und abends. Normalerweise machte er eine lange Pause am Nachmittag, wo er von einem älteren Griechen namens George abgelöst wurde. Wenn George nicht gerade eine Mahlzeit zubereiten musste, studierte er die Wettquoten auf den Sportseiten seiner Boulevardzeitung und markierte sorgfältig die Pferde, die beim nächsten Rennen mit seinem Geld davongaloppieren würden. Weil wir unerwartet so viel zu tun gehabt hatten, war Mario nicht in seine Nachmittagspause gegangen, und das hatte seine Laune nicht gerade verbessert.

Im Hintergrund schnitt George mit verbissener Konzentration Pilze. Ich stellte mein schwer beladenes Tablett klappernd ab, womit ich Marios Aufmerksamkeit auf mich lenkte. Er wirbelte zu mir herum. Sein Gesichtsausdruck ließ mich unwillkürlich zusammenzucken. Er sah wütend aus – mehr als das, bösartig. Dann schien die

Grimmigkeit zu schmelzen, und er sagte freundlich: »Oh, du bist es, Fran. Hast du noch Bestellungen?«

»Im Augenblick nicht, nein«, antwortete ich. »Ich dachte, ich räum die Spülmaschine ein.«

Unter der neuen Geschäftsführung hatte das Lokal einen automatischen Geschirrspüler erhalten. In den Tagen des Hot Spud Café hatte eine Aushilfskraft gespült. Irgendwann hatte Jimmie einen mittellosen Künstler namens Angus eingestellt, der die Arbeit machte. Dann war Angus wieder gegangen, um sein Glück in sonnigeren Ländern mit dem Verkauf von Bildern an Touristen zu versuchen. Bevor er gegangen war, hatte er zu mir gesagt: »Was auch immer ich in Europa verdiene, es ist bestimmt nicht weniger als das, was Reekie Jimmie mir hier bezahlt, nur dass ich in der Sonne leben werde, was Camden bei weitem schlägt, soweit es mich angeht.«

Ein selten nüchternes altes Wrack hatte seinen Job im Café übernommen. Ich vermutete insgeheim, dass Jimmie dem Alten noch weniger Geld zahlte als Angus.

Der gleiche alte Saufbruder arbeitete nun am frühen Morgen als Auskehrer und Toilettenmann im San Gennaro. Der einzige Grund, warum er den Job noch immer hatte, war, dass Jimmie – völlig überraschend – darauf bestanden hatte. Es war, schätze ich, das einzige Mal, dass er mit Silvio gefeilscht und gewonnen hatte.

»Ich habe Silvio gesagt, dass er dem armen alten Kerl einen Job geben muss«, hatte Jimmie mir anvertraut. »Der Bursche braucht das Geld. Es ist ...«, Jimmie hatte nach einem Weg gesucht, es zu erklären. »Es ist alles, was der Alte hat, okay? Seine Arbeit hier. Ich habe Silvio gesagt, du kannst sie ihm nicht wegnehmen.«

Das war der Grund, aus dem ich mich um Jimmie sorgte. Er war ein schlechter Koch und schlechter Geschäftsmann, und den Zustand seiner Fingernägel musste man mit eigenen Augen sehen, um es zu glauben, doch er hatte einen anständigen Kern. Leute wie ihn gibt es nicht viele auf der Welt, in der ich lebe.

Ich ging zum Abfalleimer und machte mich daran, Essensreste von den Tellern zu kratzen, bevor ich sie in die Maschine räumte. Das machte ich immer so, genau wie Po-Ching. Bronia machte sich nie die Mühe. Sie stellte einfach alles in die Maschine, und wir mussten ständig den Siebeinsatz reinigen, wenn ihre Schicht zu Ende war. Von meiner Position am Abfalleimer aus konnte ich an Mario vorbei durch die offene Tür und in den Hinterhof sehen.

Draußen stand ein Junge. Er konnte nicht älter als sechzehn sein. Seine kurzen dunklen Haare waren vom Regen klatschnass und klebten am Kopf. Er besaß glänzende schwarze Augen wie in einem alten Heiligenbild, riesig in einem kleinen Gesicht mit vorspringendem Kinn. Sein Pullover war viel zu groß für ihn und seine Jeans zu lang; der Saum stand auf den Knöcheln auf. Seine Turnschuhe waren schmutzverkrustet. Er sah aus wie die sprichwörtliche ersäufte Ratte. Trotz des erbärmlichen Äußeren und der Tatsache, dass er vor Kälte zitterte, hatte er etwas Entschlossenes an sich. Er hatte eine Schimpfkanonade von Mario über sich ergehen lassen müssen und trotzte ihm dennoch.

»Ich will mit Max reden«, sagte er. Sein Akzent war ziemlich stark, und ich schätzte, dass sein Vokabular nicht über das absolut Notwendige hinausging. Die Art und Weise,

wie er sprach, legte den Gedanken nahe, dass er den Satz viele Male wiederholt hatte, hartnäckig und ohne viel Hoffnung.

»Es gibt keinen verdammten Max hier!«, brüllte Mario. »Wie oft soll ich dir das noch sagen? Und jetzt verschwinde endlich!«

Er trat zurück und schlug dem Jungen die Tür vor der Nase zu. Ich bekam den Kopf nicht schnell genug runter zu meinem Geschirr, und Mario bemerkte meinen neugierigen Blick.

»Der Junge wollte 'nen Job«, sagte er kurz und knapp.

»Oh«, erwiderte ich und ging zum Geschirrspüler.

Po-Ching, die an diesem Tag die Spätschicht hatte, aber schon früher gerufen worden war, um mir zu helfen, rettete die Situation, indem sie mit einer Bestellung über zwei Neapolitana mit Salat sowie Canneloni mit Knoblauchbrot in die Küche kam. Wir machten nicht nur Pizza, wir hatten auch noch eine Reihe anderer Gerichte auf der Karte.

Mario ging zu seinem Pizaofen und machte sich an die Arbeit. George beschäftigte sich derweil mit den Canneloni. Ich ging nach vorne ins Lokal, und weil niemand mehr eine Bestellung aufgeben wollte, schlenderte ich hinter die Theke zu Luigi, um ihm beim Verstauen der Gläser in den Regalen und der leeren Flaschen in Kästen zu helfen. Er hatte gerade einen Kasten voll und wollte ihn nach hinten in den Hof bringen, als einer der Gäste, die bei Po-Ching bestellt hatten, herbeikam und sich nach den Weinen erkundigte. Luigi drückte mir den Kasten in die Arme. Ich schob mich durch die Schwingtür in die Küche.

Mario war bei den Salaten. Er beachtete mich nicht und kümmerte sich auch nicht darum, wie ich durch die Hintertür kommen sollte. Ich stellte meine Kiste mit leeren Flaschen auf eine Arbeitsfläche, öffnete die Tür, hielt sie mit dem Fuß auf, nahm meine Kiste von der Platte und schaffte es, nach draußen zu kommen, bevor sie wieder zuschlagen konnte.

Es regnete immer noch. Ich ging zum Schuppen in der Ecke des Hofes, wo wir das Leergut für den Abtransport sammelten. Die Tür stand offen, was nicht ungewöhnlich war. Es war nicht so, als würden wir den Schuppen ständig abgeschlossen halten. Wir lagerten schließlich nur Leergut und Abfall dort, bis das Zeug abgeholt wurde.

Ich stellte meine Kiste einmal mehr ab, stieß die Tür nach innen auf und hatte mich gerade gebückt, um die Kiste wieder aufzuheben, als jemand aus dem Schuppen sprang und gegen mich prallte. Ich stieß einen Schrei aus und fiel rückwärts in den Dreck.

Die Gestalt, die an mir vorbeigewollt hatte, stolperte über meinen Knöchel und fiel flach auf die Nase. Sie rappelte sich auf Hände und Knie und starrte mich voller Angst an. Es war der dünne Junge von vorhin.

Ich hatte keine Ahnung, was das zu bedeuten hatte, doch ich wusste instinktiv, dass ich nicht wollte, dass Mario ihn zu sehen bekam. Er musste jeden Augenblick mit Po-Chings Bestellung fertig sein und hätte Zeit gehabt, um aus dem Fenster nach draußen zu sehen. Ich erinnerte mich an sein wütendes Gesicht und seine aufgebrachte Stimme, und ich wusste, dass der Koch wahrscheinlich nach draußen kommen und den Jungen verprügeln würde, wenn er sah, dass er sich noch immer bei der Hintertür herumtrieb. Ich deutete ins Innere des Schuppens.

»Los, rein da! Mach schon, schnell!«, befahl ich mit einem Blick zum Küchenfenster.

Irgendetwas in meiner Stimme brachte ihn dazu, mir zu gehorchen. Er sprang auf und huschte, immer noch geduckt, in den Schuppen zurück. Ich hob meinen Kasten mit Leergut auf und folgte ihm.

Das Licht im Innern war gedämpft. Es gab zwar ein winziges Fenster, doch das war so verdreht, dass es so gut wie überhaupt nichts nutzte. Das einzige Licht – sofern man davon reden konnte – fiel durch die Tür, die immer noch weit offen stand.

Der Junge stand auf der anderen Seite des Schuppens an die Wand gedrückt und beobachtete mich ängstlich. Ich stapelte meine Kiste auf ein paar andere und fragte beiläufig: »Wie heißt du?«

Er antwortete nicht. Ich konnte seine Angst förmlich riechen. Ich tippte auf mich und sagte: »Ich heiße Fran.« Ich deutete auf ihn. »Und du?«

Er fuhr sich mit der Zunge über die trockenen Lippen. Er hatte verstanden.

Er war jedoch nicht sicher, ob er es mir verraten sollte. Wahrscheinlich würde er mir einen falschen Namen nennen, wenn er antwortete. Letztendlich entschied er sich dafür, den Dummen zu spielen und einfach nur den Kopf zu schütteln.

»Okay«, sagte ich. Ich hatte verstanden. »Ich weiß nicht, was das zu bedeuten hat, aber ich denke, du solltest dich nicht hier herumtreiben.«

Er starrte mich schweigend und angespannt an, bereit, zur Seite zu springen, falls ich einen Schritt auf ihn zu machen sollte.

Ich versuchte es erneut. »Geh nach Hause, okay? Das hier ist kein Ort für dich.«

Wenigstens das verstand er. »Ich will Max sehen«, wiederholte er auf die gleiche hartnäckige Weise wie vorhin an der Küchentür.

»Bei uns arbeitet niemand mit Namen Max«, versicherte ich ihm.

Er rang die Hände. »Max kommt hierher. Ich sehe ihn.«

»Was macht Max hier?«, fragte ich.

Er runzelte die Stirn und wirkte noch gestresster als zuvor. »Max kommt hierher«, wiederholte er.

»Ist er ein Gast?«

»Nein. Nichts kaufen. Max arbeitet hier.«

»Hör zu, ich arbeite hier. Ich weiß, dass es keinen Max bei uns gibt.«

Der Junge runzelte die Stirn und scharfte mit der Spitze eines schmutzigen Turnschuhs im Dreck. »Ich habe ihn gesehen.« Er sah jetzt mürrisch aus, und ich spürte, dass hinter seiner halstarrigen Art Tränen lauerten, doch er war entschlossen, sie nicht in meiner Gegenwart zu vergießen. Ich fragte mich, wie alt er war. Seine kleine Gestalt konnte täuschen, doch ich glaubte nicht, dass er älter als sechzehn oder höchstens siebzehn war.

Seine Behauptung, dass er Max in der Pizzeria gesehen hätte, machte mich perplex. In Gedanken ging ich die Namen des Personals durch. Keiner von uns wurde Max gerufen oder auch nur so ähnlich. Kein Name hatte eine Abkürzung, die wie Max hätte lauten können. Ich wusste nicht, wie der alte Bursche hieß, der morgens sauber machte, aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass der Junge zu ihm wollte.

»Ich glaube, du irrst dich wirklich«, sagte ich.